



LILIENFELD
VERLAG

Leseprobe



KUNSTSTIFTUNG NRW (HRSG.)
STEFAN WEIDNER,
BARBARA KÖHLER, OSWALD EGGER
VON SPRACHE SPRECHEN
Die Thomas-Kling-Poetikdozentur
ISBN 978-3-940357-39-7

WARUM ÜBERSETZUNGEN ALTERN
UND DIE ORIENTALISCHE POESIE SO BLUMIG IST

Gibt es heute noch Orte oder Aufgaben für Dichtung, für die bessere Literatur der Gegenwart, jenseits ihrer eigenen, zunehmend abgeschotteten Diskurswelten, Selbstverständigungsorgane, Förderprogramme in einem Betrieb, der nicht weniger zur Selbstgefälligkeit neigt als alle anderen? Hat die Dichtung, erst recht die Lyrik, wie es zur Blütezeit jeder Literatur der Fall war, noch Schnittmengen mit dem Rest der Gesellschaft, Funktionen in ihr? Ist, nach Luhmann zumal, nicht überhaupt fraglich, ob so etwas wie eine Gesellschaft, eine Schnittmenge der Schnittmengen, eine Teilhabe aller an einem Punkt überhaupt existiert? Und wenn es sie nicht oder nur in Krisen, Kriegen und Katastrophen noch gibt, zu wem redet die Literatur außer zu sich selbst und zu ihresgleichen, sofern sie nicht schon kapituliert und sich den Gesetzen der Unterhaltungsindustrie unterworfen hat?

Dieselbe Frage wäre, trotz oder gerade nach den mit dem Namen Bologna assoziierten sogenannten Reformen, an die Geisteswissenschaften, oder schöner auf Englisch, an die *Humanities* zu stellen, deren schierer Nützlichkeits- und Dienstleistungscharakter für das Funktionieren von Staat und Gesellschaft, ahnen wir, nie groß genug sein wird, um die Kosten ernstzunehmender philologischer oder sonst wie seriöser geistiger Beschäftigung einzuspielen und zu rechtfertigen. Wäre das Ziel von Literatur und Literaturwissenschaft aber nichts als ein *prodesse et delectare*, so könnten wir einpacken und nach Hause gehen.

Diese Dozentur ist zu nichts nütze und soll nicht gefallen. Sie ist nach Thomas Kling benannt, einem Dichter, dessen Werk jedem, der die Frage nach Nutzen oder Gefälligkeit von Sprachkunst stellt, gezielt vor den Kopf stößt. Die Frage nach dem gesellschaftlichen Zusammenhang zu stellen, wie ich es eingangs getan habe, birgt eben die Gefahr, Aufgaben, Zwecke, Nützlichkeiten festschreiben zu wollen, die auf kurz oder

lang jeder Dichtung, jeder freien geistigen und künstlerischen Tätigkeit den Lebensnerv, die Empfangs- oder Empfängnisbereitschaft abschnüren werden. Die klassische deutsche Literatur verdankt ihre Entstehung einer Revolte gegen genau solche Nützlichkeit und Gefälligkeit. Gleichwohl, ohne die Frage nach dem Zusammenhang, ohne die Überzeugung ihrer Notwendigkeit, ohne Sendungsbewusstsein kam auch diese Revolte nicht aus, und ihre Antworten darauf, so schillernd sie waren, hatten unmittelbaren Einfluss auf unsere Literatur, wie wir sehen werden. Die Frage nach dem Zusammenhang, nach der Schnittmenge, nach dem Ort in der Gesellschaft ist selbst dann zu stellen, wenn man sich einer schnellen, eingängigen Antwort verweigert, einer Antwort zumal, die wie eine Rechtfertigung, wenn nicht Entschuldigung aussähe und der es darum zu tun wäre, sich Vorteile zu verschaffen, Gelder, Verwertungszusammenhänge. Die Frage zu stellen, die Wunde offen zu halten, die sich aus der zunehmenden Marginalisierung geistiger und geisteswissenschaftlicher Tätigkeit ergibt, bewahrt uns vor einer Selbstgefälligkeit und trügerischen Selbstverständlichkeit, die jedes in sich geschlossene Diskurssystem früher oder später zum eigenen Schaden kultiviert.

Was aber die Literatur betrifft, betrifft die Literaturübersetzung erst recht. Sie hat sich, Schande über sie, im *prodesse et delectare* vollkommen eingenistet. Die Frage nach ihrem Nutzen ist immer schon beantwortet. Er – der Nutzen – ist vollendet, wenn sie gefällt. Völlig zu Recht hält man sie vor diesem Hintergrund für eine zweitrangige, nachgeordnete, wenn nicht minderwertige Form von Kreativität. Kein Bibliothekar einer germanistischen Seminarbibliothek käme heute auf die Idee, dass Übersetzungen die deutsche Sprache bereicherten und dass man deshalb Übersetzungen ins Deutsche systematisch sammeln sollte – geschweige denn, dass das Geld dafür vorhanden wäre. Nach dem landläufigen Verständnis, einem Verständnis, dem sich die Übersetzer willig unterwerfen, ja das sie in ihrer bienenhaften Mentalität, besorgt um die eigenen Pfründen, indirekt mitentwickelt haben – leistet eine Neuübersetzung von Dante oder Shakespeare heute nichts mehr für die deutsche Literatur.

Ich staune! Staunen Sie mit mir! Nimmt man nämlich diese Auffassung ernst, dürfte es sehr schwer sein, die Ansicht zu vertreten, dass Über-

setzungen je etwas Substanzielles zu unserer Literatur beigetragen haben. Nehmen wir diese Auffassung ernst, wäre es höchste Zeit, Wieland, Herder, Voß, Schlegel, Rückert aus unseren Seminarbibliotheken zu entfernen. Und wenn wir schon einmal dabei sind, Platz zu schaffen: Warum nicht auch Hartmann von Aue? Oder Wolfram von Eschenbach? Und die Lutherbibel bitte direkt hinterher. Waren das nicht alles auch irgendwie Übersetzungen?

Übersetzungen aus einem integralen Blick auf eine Philologie auszuschließen, gleich ob gegenwärtig oder für ältere Zeiten, ist so unsinnig, wie jede andere Literaturgattung, und als solche betrachte ich Übersetzung, daraus auszuschließen, etwa den Essay, ebenfalls ein Stiefkind an unseren Seminaren. Zufällig handelt es sich dabei um zwei Gattungen, denen meine Wertschätzung und Kreativität besonders gilt. Gern gebe ich zu, dass ich *pro domo* spreche, wenn ich Sie im Folgenden davon zu überzeugen versuche, dass Übersetzungen nicht minder bedeutend sind als sogenannte Originale, ja dass Übersetzungen und Originale gar nichts Verschiedenes, einander Ausschließendes, gar kein Gegensatz sein müssen, sosehr unsere atavistische Vernarrtheit in Originalität das Gegenteil zu suggerieren scheint.

Bemerkenswert ist ja, dass dies für frühere Zeiten niemand ernstlich bestreiten würde. Je weiter wir in der Zeit zurückgehen und den Bereich der erzählenden Prosa verlassen, desto dominanter erscheint die Bedeutung der Übersetzung als solcher, desto unauflöslicher überlagert sie sich mit der Vorstellung vom Original. Einschlägig dafür sind die erwähnten mittelhochdeutschen Übersetzungen der altfranzösischen Epen, die in der germanistischen Mediävistik meist als Originale behandelt werden. Mit gutem Grund: Was stoffliche Übernahme, was freie Übersetzung ist, lässt sich kaum mehr sinnvoll auseinanderdividieren. Die vorneuzeitliche Literatur wohl aller großen Kultursprachen weiß von solchen »Übersetzungen« (in Anführungszeichen) zu berichten, die genauso gut als stoffliche Übernahmen und freie Bearbeitungen durchgehen können. Das älteste überlieferte Epos der Menschheit, das Gilgamesch-Epos, ist nichts als die Übersetzung einer Übersetzung. Sein Überleben verdankt sich einem Transport durch die Sprachen, und dass diese Kette von Übersetzungen einen Verlust darstellt, wird kein Assyriologe behaupten wollen. Andere berühmte, textlich

gut belegte Beispiele für dank solcher Art von Übersetzung durch die Sprachen wandernde Originale sind die orientalische Fabelsammlung »Kalila und Dimna«, von der wir indische, persische und arabische Fassungen kennen, aber auch die Erzählungen von »1001 Nacht«, auf die ich zurückkommen werde. Bei allen diesen Werken handelt es sich im Übrigen um früh verschriftlichte Literatur. Im oralen Stadium ist die Unterscheidung von Übersetzung und Original vollends unsinnig.

Sie werden sagen: Das ist Vergangenheit. Aufgabe und Verfahrensweise von Übersetzungen haben sich so sehr verändert, dass ein Rückschluss auf unsere Epoche sich verbietet. Nun, ich behaupte das Gegenteil. Es ist bloß eine Frage der Perspektive. Stellt man den Fokus, die Schärfe anders ein, erweist sich die Übersetzung nicht nur nach wie vor als Original oder zumindest nicht als Gegensatz zum Original, wir verstehen mit diesem Perspektivwechsel auch die Literatur viel besser.

Der uns bis heute prägende Übersetzungsbegriff lässt sich ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen. Es fällt auf: Übersetzungen befinden sich mit dem literarischen Umfeld ihrer Sprache und Zeit in einem Wechselverhältnis, das an Intensität dem autonomer Werke nicht nachsteht. Ein schlagendes Beispiel dafür liefert die Shakespeare-Rezeption in Deutschland. Rund anderthalb Jahrhunderte dauerte es, bis Shakespeare in der deutschen Literatur ein spürbares, dann freilich fulminantes Echo fand. Konnte davor niemand Englisch? War Shakespeare ein Unbekannter? Keineswegs, aber bis Wieland ab 1762 mit seinen Prosaübersetzungen hervortrat, fehlte den Deutschen die Sprache dafür, der Autor klang zu fremd, ganz abgesehen davon, dass seine Theaterstücke gegen die herrschende Poetik verstießen. Zu Wielands Übersetzung schrieb damals einer der ersten Rezensenten: »Von Rechts wegen sollte man einen Mann wie Shakespeare gar nicht übersetzt haben. [...] Wie viel muss ein Shakespeare nicht in jeder Übersetzung verlieren! Nicht bloß, weil er ein Schriftsteller ist, der so viel eigentümliches und so viel Nationallaune in seiner Sprache hat, sondern auch, weil er voller kühner und außerordentlicher Metaphern, Anspielungen und Gleichnisse ist«. Ähnliches höre ich nach wie vor häufig, wenn es um die Übersetzung orientalischer Literatur geht.

Mit Wielands später als spröde und eigensinnig erachteter Übersetzung, die gleichwohl für eine ganze Generation von deutschen Literaten

prägend war, mochte selbst ein Freigeist wie Herder nicht ganz glücklich sein. Vehement verteidigte er jedoch die grundsätzliche Übersetzbarkeit Shakespeares und legte »Proben« vor, »dass auch die schwersten Stellen des schwersten Dichters unsrer allaussprechenden Sprache vielleicht nicht ganz unaussprechlich sind«. Man kann, ja sollte freilich noch viel weiter gehen als Herder. Die Frage nach der Übersetzbarkeit von literarischen Texten ist nämlich grundsätzlich unsinnig. Im eigentlichen, naiv wörtlichen Sinn von Übersetzung ist bessere Literatur nie übersetzbar. Lässt man diese idealisierte Vorstellung vom Übersetzen hingegen fallen und ersetzt sie durch eine nahe, intertextuelle Abhängigkeit, durch ein enges, freilich nur in einer Richtung wirksames Beeinflussungsverhältnis zweier Autoren (von denen der eine dann »Übersetzer« genannt wird), legt man sozusagen einen »mittelalterlichen«, vorneuzeitlichen Begriff von Übersetzung zugrunde und begreift den Übersetzer nicht als Kopierer, sondern als Autor, erübrigt sich die leidige Grundsatzdiskussion um Übersetzbarkeit.

Gerade Wielands Übersetzung zeugt übrigens davon, wie wenig es ihm darum zu tun war, möglichst getreu Shakespeare wiederzugeben. Es ging ihm um eine neue Sprache, um neue Ausdrucksformen, vor allem um den Widerstand gegen die Gottsched'sche Regelpoetik. »Sprache mit dem Hammer« hat Klaus Reichert das genannt. Und genau damit und genau deshalb hatte er Erfolg. Nicht Wieland war der Diener Shakespeares, wie es der Rezensent und noch Herder sah und wie wir heute die Rolle des Übersetzers sehen, sondern Shakespeare war sozusagen der Saqi, der Mundschenk Wielands.

Nennenswert ist in diesem Zusammenhang ein anderer, besonders kurioser Fall. Es handelt sich um die vermeintlich altkeltischen Epen, als deren Autor der sagenhafte Ossian galt und die der Schotte Macpherson durch seine angebliche Übersetzung bekannt gemacht hatte. In Wirklichkeit war er der Verfasser. Nur aufgrund dieser Täuschung hatten die Anfang der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts publizierten »Poems of Ossian« bei Herder und seinem Kreis den durchschlagenden, heute kaum mehr nachvollziehbaren Erfolg. Übersetzung war in diesem Fall, was sie tendenziell immer ist: Behauptung von Übersetzung, und damit Behauptung des Zugangs zu etwas Anderem, Fremdem, Neuem. Tatsächlich aber schmierte sich dieser Text voll und ganz dem mitteleuro-

päischen Literaturzeitgeist an, für den die Deutschen besonders empfänglich waren. Geht man vom naiven Verständnis der Übersetzung als neusprachliche Verkleidung eines fremden literarischen Körpers aus, haben wir im Fall des Ossian also nur das Kleid. Es gibt keinen Körper darunter, oder nur eine poetische Schaufensterpuppe. Dies ist aber nichts anderes als Übersetzung in Reinform, nämlich die Übersetzung von nichts. Dergestalt aller lästigen Quellen entledigt, ist sie so originell und gleichzeitig so konventionell, wie es auch die sogenannten Originale zu jeder Zeit meistens sind.

Bleiben wir im wundersamen 18. Jahrhundert. Gleich an seinem Anfang erscheint eine Übersetzung, die weltliterarisch die größten Folgen haben sollte. Der französische Orientalist Antoine Galland, der lange an der französischen Gesandtschaft in Istanbul tätig war, kehrt nach Paris zurück. In seinem Gepäck: ein Manuskript mit den Erzählungen von »1001 Nacht«. Galland übersetzt, und er übersetzt, wie es damals üblich, ja gar nicht anders vorstellbar war, gemäß der literarischen Mode seiner Zeit (eine Art zu übersetzen, die später als »belle infidèle«, als schöne, untreue Frau, verschrien wurde). In Frankreich beginnt der Siegeszug der Märchen, die bald überall in Europa mit Begeisterung aufgenommen werden. Man könnte mit guten Gründen behaupten, die Weltliteratur sähe heute anders aus, wenn es Galland nicht gegeben hätte, und zwar ausgerechnet dank der zeitgebundenen Art und Weise, in der er die Erzählungen aus dem Arabischen übersetzt hat. Hätte Galland eine »1001 Nacht«-Übersetzung vorgelegt, die so nüchtern, so *fidèle* gewesen wäre wie die 2004 erschienene, durchaus lobenswerte Neuübersetzung von Claudia Ott, wir dürfen sicher sein, »1001 Nacht« wäre überhaupt nicht wahrgenommen worden – ebenso wie wir heute keinen Sinn mehr für das übersetzerische Verfahren Gallands und der meisten seiner Nachfahren hätten, über die Borges so anschaulich in seinem Essay über die »Übersetzer von 1001 Nacht« berichtet. Die Frage aber, welche Übersetzung besser ist, geht am Kern dessen vorbei, was eine Übersetzung vor allem zu leisten hat. Dieses aber lässt sich abstrakt nicht bestimmen, sondern hängt vom jeweiligen literarischen und gesellschaftlichen Kontext ab, von dem auch, was innerhalb der herrschenden Erwartungen an Literatur möglich und üblich ist. Diese Komplexität auf Schlagworte wie Genauigkeit oder Äquivalenz zum

Original zu reduzieren verkennt, dass eine Übersetzung sich in einem Umfeld messen lassen muss und gelesen wird, das exakt mit dem Umfeld der übrigen literarischen Produktion in einer Sprache identisch ist. Nun ist »1001 Nacht« ein sprachlich relativ einfacher Text. Es versteht sich, dass literarische Moden, zielsprachliche Erwartungen und Zwänge bei Lyrik-Übersetzungen womöglich eine noch viel größere Rolle spielen. In Analogie zu den »1001 Nacht«-Übersetzungen ist daher anzunehmen, dass auch die orientalische Poesie in westlichen Sprachen auf eine Weise lesbar gemacht wurde, die womöglich weniger mit dem Original als mit dem zielsprachlichen Kontext gemeinsam hatte.

Der Aufschwung in der literarischen Rezeption des Orients beginnt keineswegs zufällig in derselben Zeit – und mit denselben Protagonisten –, als man der Ossian-Fälschung so frappant auf den Leim gegangen ist. Es ist die Geburtsstunde einer sendungsbewussten Gegenbewegung gegen die aufklärerische Nüchternheit im Denken und die Biederkeit im Dichten. Es ist ein Aufstand auch gegen die Entzauberung, genauer noch: Entweihung der Welt und gegen die Entfremdung, die sich am ehesten an der sich verstärkenden Aufspaltung von Gefühl und Verstand bemerkbar macht. Damit eng zusammen hängt der Versuch, den religiösen Glauben, dem durch den rationalen Blick auf die Bibel seine naive, buchstabengläubige Grundlage entzogen wurde, auf eine neue Basis zu stellen, die sich, stark vereinfacht, auf die Formel bringen ließe: Authentizität des Gefühls und der subjektiven Sicht in den biblischen Texten statt naiver Glaube an die Echtheit der schieren Fakten. »Einfühlung« hieß das von Herder in diesem Zusammenhang geprägte Zauberwort. Aus den Dichtungen der Bibel glaubte Herder die gleiche Ursprünglichkeit echten Gefühls herauszuspüren wie aus dem Ossian. Die Poesie galt dabei einem berühmten Wort von Hamann zufolge als Muttersprache des menschlichen Geschlechts. Die orientalischen, aber auch andere als urwüchsig erachtete Völker an den Rändern Europas (etwa Kelten und Letten) galten in dieser Hinsicht als Quellen von nicht zu übertreffender Authentizität. In einem Kommentar zu seiner Volksliedersammlung formuliert es Herder wie folgt:

In den sogenannten Pöbelvorurteilen, im Wahn, der Mythologie, der Tradition, der Sprache, den Gebräuchen, den Merkwürdigkeiten aller

Wilden ist mehr Poesie und Poetische Fundgrube, als in allen Poetiken und Oratorien aller Zeit: Und wers unternähme, unter allen Völkern diese Arten des Wahns, der Dichtung, der Hirngespinnste und Vorurteile nur mit etwas praktischem Kopfe zu sammeln: ich bin gewiss, dass der dem Menschlichen Verstande einen Dienst erwiese, den zehn Logiken, Ästhetiken, Ethiken und Politiken ihm wahrscheinlich nicht erweisen werden.

Der anti-aufklärerische Gestus dieses Statements ist unüberhörbar. Er hat, was die geforderte Sammlung und Übersetzung fremder und fremder Dichtung betrifft, eine Vorder- und eine Rückseite, und beide haben sie Auswirkungen bis heute.

Die schöne Vorderseite besteht darin, dass Herder hier jegliche fremde Dichtung gegen eine Kritik nach rationalistischen oder sonst wie kodifizierten Maßstäben, Anschauungen oder auch nur Engstirnigkeiten in Schutz nimmt. Er eröffnet damit einen – übrigens bis heute offen gebliebenen – Raum, in dem die fremde Dichtung ein Heimatrecht genießt, gleich wie fremd oder abstrus (»Wahn«, »Hirngespinnste«, »Vorurteile«) sie dem ein oder anderen erscheinen mag. Selbst eine Dichtung mit Vorurteilen (oder was als solche galt) konnte und sollte nun *vorurteilslos* gesammelt werden. Das ist nichts weniger als der Anfang vom Ende des Ethnozentrismus und Eurozentrismus (ganz unabhängig von Herders Rolle bei der Herausbildung des modernen Nationalitätsbegriffs).

Aber diese Offenheit hat ihren Preis, eben die dunkle Rückseite: Jede Dichtung, die nicht aus dem europäischen Kulturraum kommt, läuft Gefahr, mit all den »Arten des Wahns« etikettiert zu werden, sobald sie den von Herder geöffneten Raum betritt. Die fremde Dichtung ist damit zwar willkommen, aber zugleich ausgesperrt von der Teilhabe an der abendländischen Vernunft, gegen welche Herder die fremde Dichtung in Stellung bringen wollte. Ähnliches klingt an anderer Stelle in Herders Frühwerk an, einer Vorstudie zur später publizierten »Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts«. Dort heißt es von der Bibel, dass »die Sprache ihres Ausdrucks Morgenländisch zu fühlen und Abendländisch zu verstehen ist«. Anders gesagt: Für den Verstand ist das Abendland zuständig; für das Gefühl das Morgenland.

Man sieht hieran freilich, dass Herder das Material für seine Attacke gegen die rationalistischen »Logiken, Ästhetiken, Ethiken und Politiken« an fast beliebigen Orten fand. Für das Gefühl konnte die Bibel ebenso zuständig sein wie die »Wilden« oder der als Fälschung noch nicht entlarvte Ossian, also Keltisches.

Das Morgenland des Gefühls war eine Metapher geworden, deren metaphorische Qualität jedoch oft verschleiert blieb und mit der realen Bedeutung des Worts als konkretem geographischen und kulturellen Ort bis zu Hermann Hesses Morgenlandfahrern, wenn nicht bis heute, gern verwechselt wird.

Als das prägende Paradigma der orientalischen Poesie und »Muttersprache des menschlichen Geschlechts« galt nun aber »Salomons Hohes Lied«, das unter dem Titel »Lieder der Liebe« von Herder bis heute lesenswert übersetzt und kommentiert wurde. Aufgrund seines ohnehin schon großen Bekanntheitsgrades und der nochmaligen Aufwertung durch Herder war es unvermeidlich, dass das Hohelied und die mit ihm assoziierten, oft auf Herder zurückgehenden Attribute zum Inbegriff der orientalischen Dichtung überhaupt wurden. Mangels Kenntnissen anderer orientalischer Dichtung gilt dies vielfach bis heute. Die Blumigkeit, die der naive Blick der orientalischen Poesie bis heute so gern unterstellt – ich kann Ihnen, immer wieder mit diesem Unsinn konfrontiert, ein Lied davon singen –, hat vermutlich genau hier, im Hohelied und seiner Deutung durch Herder, den Ursprung. »Vielleicht war dieser Seufzer [der Liebe]«, so heißt es gleich im ersten Kommentar zu den ersten zwei Strophen, »mit einer schmachtenden Blume, mit einer duftenden Morgenrose übersandt«, denn, so verrät dann auch gleich Herders erste Anmerkung zu diesem ersten Kommentar, »dass sich die Morgenländer solche Boten und Briefe der Liebe in Blumengeschenken zusenden, ist aus der Montague Briefen [...] u. a. bekannt«. Falls Sie immer schon wissen wollten, zu welchem Unfug die Herder'sche Einfühlung imstande war, so halten Sie sich bitte vor Augen, dass das Hohelied irgendwann zwischen dem 8. und 6. Jahrhundert vor Christi geschrieben wurde, die gute Lady Mary Wortley Montague, auf deren »Letters« Herder verweist, aber erst im Jahr 1752 verstorben ist, ganz abgesehen davon, dass sich die fragliche Stelle auf einen *türkischen* Liebesbrief bezieht!